



Das Loch

Auf Fuerteventura lebt ein längst tot geglaubtes Projekt neu auf – eine riesige Kaverne im Berg Tindaya. Archäologen und Naturschützer laufen dagegen Sturm

TEXT CHRISTIAN HEINRICH

Collage mit Projektskizzen
und Meister: Der baskische Bildhauer
Eduardo Chillida (1924–2002) wollte
auf Fuerteventura sein Lebenswerk mit
einem gigantischen Projekt krönen –
einer gewaltigen Höhle in Würfelform

im Berg

NATÜRLICH WÄRE ES EINE REVOLUTION. So etwas haben Menschen noch nie gebaut: einen gigantischen würfelförmigen Hohlraum in einem Berg, eine Höhle, exakt 50 Meter lang, 50 Meter breit, 50 Meter hoch. Das Brandenburger Tor würde fast acht Mal hineinpassen. Durch zwei Schächte führen tags die Sonne und nachts der Mond ein Lichttheater auf. Eine Höhlenkathedrale, die reine Leere mitten im Gestein.

Noch existiert das Ganze nur als Gedankengebäude: Entworfen hat es der baskische Bildhauer Eduardo Chillida, auch sonst ein Schöpfer voluminöser bis überdimensionaler Objekte. Vor rund 20 Jahren begann er damit, auf den Kanaren Schlagzeilen zu machen. Doch bevor das Projekt angegangen werden konnte, bevor der erste Kubikmeter Stein ausgebohrt war, starb Chillida 2002 im Alter von 78 Jahren.

Danach schien auch sein gigantomantisches Vorhaben tot. Für alle Zeiten erledigt. Bis das Thema vor etwa fünf Jahren auf einmal wieder in den kanarischen Medien auftauchte. Politiker, ließen sich voller Hoffnung zitieren, dass das Riesenloch doch noch gegraben würde. Seither ist die Kunst-Kaverne wieder Dauerthema auf den Kanaren. Es geht dabei um mehrere Fragen: Wie schützt man uralte archäologische Funde? Welchen Wert haben sie? Und wie gestaltet man den Tourismus der Zukunft? Schließlich: Wie kommt es, dass im Dunstkreis dieses Projekts immer wieder öffentliche Gelder ausgegeben werden? Und zwar in Millionenhöhe? Obwohl doch längst noch nicht gebaut wird?

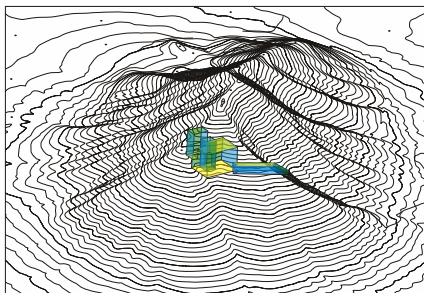
Schauplatz der Geschichte zwischen Kunstgigantismus und Korruption ist Fuerteventura. Eduardo Chillida entwarf erste Ideen für das Mammutprojekt bereits Mitte der 1980er Jahre. In den Neunzigern fand er endlich einen geeigneten Berg: den Montaña de Tindaya auf Fuerteventura. Das »Chillida-Tindaya-Projekt«, wie es seitdem heißt, sollte die Krönung

seines Lebenswerks werden. Ein menschengemachtes Monument von pharaonischem Ausmaß.

»Der riesige Hohlraum wird den Besucher spüren lassen, wie klein der Mensch eigentlich ist, und zeigen, dass wir alle Brüder sind«, so formulierte Chillida seinen grundlegenden Gedanken-gang. Was er offenbar nicht bedacht hatte: Der Berg im nördlichen Teil der Insel wirkt zwar öde und verlassen, wie ein Stück Halbwüste, doch menschenleer war er nie. Im Gegenteil: Auf der einsamen, windumtosten Erhebung südwestlich von La Oliva finden sich Hunderte Zeichen. In Stein gemeißelt. Von Ureinwohnern hinterlassen. Und das ist das Problem.

In einem kleinen Café in Santa Cruz auf der Nachbarinsel Teneriffa breitet José Farrujia de la Rosa Fotos auf dem Tisch aus. Er ist Archäologe und Mitglied im Netzwerk für die Geschichte der archäologischen Forschung in London. Die Bilder zeigen Felsen mit eingeritzten Symbolen von Füßen. Sie sind etwas größer als menschliche Füße, manchmal finden sich zwei, drei, vier nebeneinander. »Mehr als 300 solcher Fußabdrücke haben die Ureinwohner Fuerteventuras auf dem Berg Tindaya hinterlassen«, sagt Farrujia de la Rosa. Für sie war der Tindaya ein heiliger Berg. Die eingeritzten Fußabdrücke interpretieren die Archäologen als eine Art Huldigung an die Götter. Heute, so der Forscher, müssen diese Einritzungen als wertvolles kulturelles Erbe verstanden werden.

Genaue Datierungen seien schwierig, sagt Farrujia de la Rosa, doch es ist möglich, dass viele der Felszeichnungen mehr als 1000 Jahre alt sind. Er schüttelt den Kopf. »Die Inselregierung hat sich schon in den 1980er Jahren dazu verpflichtet, den Berg zu schützen. Und jetzt wollen sie mit schwerem Gerät darauf herumwalzen und ihn wie einen Schweizer Käse durchlöchern.«



Simulation: der Hohlraum im Berg





Kulturschätze: Gegner der Kaverne (Entwurf r.) fürchten, dass der Bau Hunderte uralte Steinritzungen wie die Abdrücke (l.) gefährden würde

Doch es geht nicht nur um viel Gestein, sondern auch um viel Geld. Zeitungen und Online-Medien bilanzieren, dass das Projekt bislang schon mindestens 30 Millionen Euro verschlungen hat – ohne dass auch nur ein Stein auf dem Berg bewegt wurde. Schon 1999 flossen umgerechnet 12 Millionen Euro (damals noch in Peseten) an ein großes spanisches Bauunternehmen, das jedoch niemals aktiv wurde. Immer wieder wurden öffentliche Gelder für Bergbaulizenzen, Studien und Marketing ausgegeben. Und wenn etwas geschah, eine Probebohrung etwa, dann stellte sich später heraus, dass der Auftrag nicht öffentlich ausgeschrieben worden war, sondern unter der Hand vergeben wurde. »Es ist einer der größten Sümpfe für öffentliches Geld in der demokratischen Geschichte der Kanaren«, sagt Juan Cruz, Schriftsteller und einer der Gründer der Tageszeitung »El País«, der die Tindaya-Geschichte seit ihren Anfängen begleitet (siehe auch das Interview, S. 30).

Schon 1996 hatte die Regierung der Kanaren das Projekt als eine Angelegenheit »im Interesse der Kanarischen Inseln« deklariert. Es sei von hohem künstlerischen Wert, hieß es in der Begründung, immerhin galt Chillida als einer der größten Bildhauer des 20. Jahrhunderts. Auch touristisch würde es Fuerteventura und den gesamten Archipel enorm aufwerten.

Doch trotz unverhohlener Polit-Unterstützung wuchs der Widerstand gegen die Aushöhlung des Berges. Als schließlich ein Gericht die kanarische Regierung verpflichtete, die Steinmonumente konsequent unter Schutz zu stellen, verfielen die Behörden auf einen Trick: Nicht mehr der gesamte Berg wurde geschützt, sondern nur die mehr als 300 Fundstellen der Stein-Fußabdrücke. Hier soll es keine Bohrungen geben. »Eine billige Ausrede, die letztlich bedeutet, dass man den Schutz des kulturellen Erbes aufgibt«, schimpft Farrujia de la Rosa. »Man kann den Tindaya nicht einfach aufteilen. Das ist, als würde man von einem jahrtausendealten Buch den Einband abreißen und sagen, die beschriebenen Seiten sind doch noch erhalten.«

Auch 2011, als das Chillida-Tindaya-Projekt mitten in der Wirtschaftskrise neu belebt wurde, sprach der damalige Präsident der kanarischen Regierung, Paulino Rivero, davon, »Qualitätstourismus« zu fördern. Da hatten Gegner des Projekts schon eine interessante Hochrechnung angestellt: Um die gesamten Kosten – mindestens 80 Millionen Euro – wieder einzubringen, müssten jedes Jahr mindestens 100 000 Menschen den Berg besuchen. Für 30 Euro Eintritt pro Kopf. Mehrere Jahrzehnte lang.

Das sprach sich herum. Eine Petition von José Farrujia de la Rosa aus dem Jahr 2014 gegen das Chillida-Tindaya-Projekt haben bisher beinahe 70 000 Unterstützer unterschrieben.

Was ist das für ein Berg, der die Gemüter derart bewegt? Schon von Weitem ragt der Tindaya aus der flachen, kargen Landschaft hervor, wie ein ovaler Kegel, bis zu 400 Meter hoch. Im Licht der Morgensonne erstrahlt er fast weißlich – sein Gestein besteht aus einer einmaligen Mischung aus Trachyt und anderen Gesteinsarten.

Am flachsten Ausläufer des Tindaya führt ein Pfad auf den Berg. Er ist zwischen Steinen und Geröll kaum zu erkennen. Kein Auto parkt hier, kein Mensch ist zu sehen. Nach einer halben Stunde Aufstieg sind das Auto, der Ort, die Straßen auf Miniaturgröße geschrumpft. Der Wind zieht und zerrt und drückt hier oben beständig, während unten kein Lüftchen zu spüren war. Am Horizont erscheint das Meer, davor Wolken, die ihre Schatten über das Land ziehen.

Dann tauchen sie auf: die Fußabdrücke, wenige Millimeter tief eingeritzt in die Steine des Berges. Es sind Dutzende. In einem Museum würden sie wohl relativ unspektakulär aussehen, aber hier oben wirken sie wie aus einer anderen Welt. Man versteht instinktiv, dass die Ureinwohner glaubten, hier mit den Göttern in Kontakt treten zu können.

WENN DER BAUINGENIEUR Lorenzo Fernández-Ordóñez von der Magie des Tindaya spricht, dann meint er etwas ganz anderes. Vor zwei Jahren haben Fernández-Ordóñez und sein Team zwei Plattformen von jeweils etwa sechs Meter Durchmesser am Tindaya aufgebaut und von dort in den Berg hineingebohrt. Mehrere Monate dauerten ihre Untersuchungen im Auftrag der Regierung. Die Machbarkeitsstudie ergab: Ja, das Ganze ist realisierbar, aber es ist etwas kompliziert. »Der Berg ist nicht massiv, er ist von einer Menge Rissen durchzogen«, sagt Fernández-Ordóñez. Man müsse eine Art Kleber in die Risse schmieren und Stahlschienen einfügen. Mit diesen Hilfestellungen lasse sich Chillidas Traum verwirklichen. »Er hätte das gewollt«, sagt Fernández-Ordóñez, dessen Vater eng mit dem Bildhauer befreundet war. Und die Fußabdrücke? Man bohre mindestens 100 Meter entfernt von ihnen, sagt der Ingenieur, sie würden nicht angerührt. Im Gegenteil: »Wir bauen im Inneren des Berges einen Tempel. Das passt zu einem heiligen Berg.«

Das sehen nicht nur Archäologen anders. Auch Umweltschützer und viele Bewohner klagen, dass eines der wichtigsten kanarischen Kulturgüter dem Kommerz geopfert würde. Auf die Petition mit den bislang etwa 70 000 Unterschriften hat die Regierung der Kanaren nicht reagiert. Sie will das Projekt endlich realisieren und sucht nach Geldgebern. Doch die Grünen und Aktivisten haben bereits neue Klagen angestrengt, die jegliche Bohrungen am und im Tindaya verbieten sollen.

Chillidas pharaonisches Monument bleibt erst einmal das, was es auch die vergangenen 20 Jahre schon war: Traum für die einen, Albtraum für viele. ●